

»Welcome to the Hotel California,  
such a lovely place, such a lovely face.  
Plenty of room at the Hotel California,  
any time of year you can find it here.«

*Eagles – »Hotel California«*

Ich kann es nicht anders sagen: Es beginnt mit einem wunderschönen Morgen im September. Die Sonne spiegelt sich glitzernd im Wasser, als ich vom Kieler Hauptbahnhof auf die Förde schaue. Dieser 17 Kilometer lange Fjord, der an der Ostseemündung eine Breite von etwa sechs Kilometern hat, verengt sich auf seinem Weg Richtung Stadtzentrum immer weiter, bis ihn hier an seinem Ende die nur noch circa 120 Meter lange Hörnbrücke überspannt, auf der ich nun stehe.

Am Westufer der Förde liegt die Stena Line, die sich täglich auf ihren Weg ins schwedische Göteborg macht. Weiter hinten vollführt die Color Line aus Oslo gerade eine 180-Grad-Drehung. Sie muss die letzten Meter durch die enge Förde stets rückwärts zurücklegen, bevor sie am Ostufer festmachen kann. Neben diesen beiden Schiffen gehen hier in der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt in normalen Sommern noch viele weitere Kreuzfahrtschiffe bekannter Reedereien vor Anker und machen Kiel so zu einer kleinen Version von Hamburg, dem *Tor zur Welt*. Es erscheint zwar manchmal etwas umständlich, von hier auf dem Wasserweg in die Ferne zu gelangen, weil man sich entweder über das ungemütliche dänische Skagerrak oder durch die engen Schleusen des Nord-Ostsee-Kanals quälen muss. Aber tatsächlich kommt man von Kiel übers Meer in die weite Welt.

Und mit dem Bus auch.

Vom Hauptbahnhof aus fährt die Linie 200 unter der Woche halbstündlich zu zwei absoluten Sehnsuchtsorten: Kalifornien und Brasilien. Als wäre einer von beiden nicht schon mehr als genug, liegen die verheißungsvollen Orte knapp 30 Kilometer nordöstlich von Kiel direkt nebeneinander an der Ostseeküste. Ein idealer Startpunkt also für meine Weltreise durch Deutschland, auf der ich mich – Regel Nummer eins – ausschließlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln fortbewegen werde.

Diese Busfahrt ist für mich auch eine Reise in die Vergangenheit. Hier am Ostufer der Kieler Förde bin ich groß geworden, in jedem der kleinen Vororte habe ich Geschichten gesammelt, die für immer bleiben werden. In Mönkeberg habe ich meine gesamte Kindheit verbracht und in der Turnhalle davon geträumt, Handballprofi zu werden. In Heikendorf bin ich zur Schule gegangen und zum ersten Mal verliebt gewesen. In Max' dunklem Kinderzimmer in Schönkirchen saßen wir nachmittags und haben Bong geraucht. Und in Laboe und Schönberg haben wir im Sommer ausufernde Hauspartys gefeiert und spät in der Nacht zu zweit auf dem Badezimmerfußboden wilde Dinge veranstaltet. Das ist ewig her, ich bin die Strecke bestimmt seit fünfzehn Jahren nicht mehr gefahren – und jetzt ruckelt der Bus mit mir unter strahlend blauem Himmel und vorbei an den grünen Feldern der Region einmal quer durch meine Jugend.

Nach einer guten Dreiviertelstunde zeigt der Bildschirm meine Endhaltestelle an: Abzweigung Kalifornien. Ich drücke den Stoppknopf und steige aus. Etwas verwirrt stehe ich da, weil mein Kopf noch

im Jahr 2000 festhängt – da entdecke ich vorne an der Kreuzung plötzlich das gelbe Ortsschild: Kalifornien. Ich bin wirklich da, das ging ganz schön fix! Gar nicht so schlecht, keinen Zwölf-Stunden-Flug nach Los Angeles oder San Francisco in den Knochen zu haben, denke ich und marschiere los.

Kalifornien ist ein Ortsteil der Gemeinde Schönberg in Holstein und hat gerade mal 400 Einwohner. Etwa eine halbe Million Übernachtungen pro Jahr machen Schönberg zum bedeutendsten Urlaubszentrum der Region. Deshalb überraschen mich die ersten Eindrücke hinter dem Ortsschild nicht: eine Touristinformation samt großem Parkplatz, eine bunte Minigolfanlage und direkt dahinter ein Fahrrad- und Kettcarverleih, um die Promenade unsicher zu machen. Hier soll einem auch während eines zweiwöchigen Urlaubs nicht langweilig werden.

Die eigentliche Hauptattraktion ist aber das, was den Urlauber erwartet, nachdem er die zwanzig Treppenstufen zum Deich erklommen hat: ein extra breiter Grünstreifen zum Toben und Drachen steigen lassen und ein kilometerlanger Rad- und Fußweg, der direkt hinter den Dünen entlangführt, sozusagen der California Highway 1 der Ostsee. Dazu ein Bilderbuchstrand mit feinem weißem Sand – und natürlich der scheinbar endlose Blick auf das Meer. Ich wüsste nicht, was man sich für einen Urlaubsort mehr wünschen könnte.

Die Sonne fühlt sich kalifornisch warm an, das Thermometer zeigt 23 Grad – klar, dass heute eine Menge los ist. Der Deich ist bevölkert mit Joggern und herumflitzenden Inlineskatern, Familien mit Kinderwagen, Rentnern in Strandkörben und Windsurfern, die ihre Boards für den Ritt übers Meer fertig machen. Es herrscht kein übermäßiger Wind, aber ein paar Wellen brechen vor dem Ufer. Das wär's doch eigentlich: Windsurfen lernen in Kalifornien. Oder noch besser Wellenreiten.

Der Strand von Kalifornien ist etwa zwei Kilometer lang, alle 200 Meter liegt eine Buhne im Meer, eine T-förmige Steinmole als Wellenbrecher. Jede Buhne hat eine Nummer, so kann man sich orientieren. Denn egal in welche Richtung man geht (und man kann sehr weit gehen), Deich, Promenade und Strand sehen immer gleich aus. Um die Orientierung nicht zu verlieren, stehen die Buhnennummern an der Promenade auf den Asphalt geschrieben.

Zwischen Buhne 20 und 21 sehe ich Flaggen am Strand wehen, ein paar Surfbrettspitzen gucken über die Dünen. Eine Surfschule. Vor einem zum Lager umfunktionierten Seecontainer sitzt ein Mann mittleren Alters, braun gebrannt und in kurzen Shorts.

»Hallo, ich bin interessiert an einem Surfkurs«, spreche ich ihn an.

»Bist du allein?«, fragt er mich. Ich nicke.

»Dann sieht's leider nicht so gut aus. Zum Wellenreiten reicht die Brandung heute nicht, und fürs Windsurfen bräuchten wir ein paar mehr Leute, damit es sich lohnt.«

»Gibt's denn keine Anmeldungen für die nächste Zeit?«

»Nein«, sagt er schulterzuckend. »Die Saison ist jetzt langsam vorbei, bis Ende September müssen wir hier abgebaut haben. Aber frag mal drüben bei den Kollegen in Brasilien nach, die machen meistens noch ein bisschen länger als ich.«

Drüben in Brasilien, wie das klingt. Und was für ein Kulturschock das wäre, jetzt einfach so nach Brasilien rüberzulaufen. Vielleicht morgen, denke ich und bedanke mich bei dem Surflehrer.

Aber wenn ich schon hier am Strand bin, muss ich wenigstens eine Runde baden gehen. Bei dem Gedanken zieht sich zwar alles in mir zusammen, denn außer an ein paar Tagen im Hochsommer hat die Ostsee selten mehr als 20 Grad. Das lernt man schon früh schmerzhaft kennen, wenn man hier groß

wird. Ich schau noch mal schnell auf dem Handy nach. Die Wassertemperatur in Kalifornien heute: 17 Grad. Uff. Aber das ist eine der letzten Gelegenheiten in diesem Sommer, noch mal im Meer baden zu gehen. Ich schlüpfte in meine Badehose und mache mich auf den Weg Richtung Wasser.

Schnell rein oder langsam vortasten? Kurzer und schmerzvoller Prozess – oder lang gezogenes Geeier, das auch nicht weniger zwiebelt? Das ist immer wieder die Gretchenfrage. Ich nehme Anlauf und sprinte mit einer Grimasse ins Meer. Als es tief genug ist, mache ich einen Körper und stoße unter Wasser einen lauten Kälteschrei aus. Dann ist das Schlimmste überstanden, und ich drehe ein paar herrlich erfrischende Runden durchs Salzwasser.

Übrigens: Wer denkt, dass es sich in Los Angeles oder San Francisco angenehmer baden lässt, täuscht sich gewaltig. In L.A. steigt die Durchschnittstemperatur des Pazifik auch nur im August auf 20 Grad, in San Francisco ist sie selten höher als 15 Grad. Hier liegen Kalifornien und Kalifornien absolut auf Augenhöhe.

Außer dem FKK-Strand kommt hinter der Surfschule nicht mehr viel, also drehe ich um. Der Bereich hinterm Deich ist fast durchgehend bebaut. Hier stehen hübsche alte Reetdachhäuser, moderne Neubauten und typisch norddeutsche, rote Klinkergebäude. Die meisten werden offenbar als Ferienhäuser vermietet und haben eins gemeinsam: perfekten Meerblick.

Alle paar hundert Meter stehen Imbisse und Souvenirläden. Aber eine Sache verwundert mich: Niemand scheint so wirklich mit dem Namen Kalifornien spielen zu wollen. Ein ganz bisschen sehen Deich und Promenade durch die Jogger und Fahrradfahrer vielleicht aus wie Los Angeles' Venice Beach. Aber es fehlen die Straßenmusiker und Gaukler, zumindest eine kleine Trimm-dich-Anlage wie am berühmten Muscle Beach hätte ich schon erwartet.

Immerhin meine Unterkunft für heute Nacht springt auf den Zug auf. Sie liegt ebenfalls direkt hinterm Deich und trägt den einzig wahren Namen *Beach Hotel California*.

Es fühlt sich etwas merkwürdig an, an einem Ort zu übernachten, der nur 30 Kilometer von meinem Zuhause entfernt ist. Ich könnte mich heute Abend auch einfach wieder in den Bus nach Kiel setzen. Aber gerade jetzt, am Anfang, ist es mir wichtig, in die Reise reinzukommen, ein Gefühl für das zu entwickeln, was ich hier ausprobieren. Da würde es mir nicht reichen, nur einen Tagesausflug nach Kalifornien zu unternehmen und abends wieder im eigenen Bett zu schlafen. Außerdem bringt mich das *Beach Hotel California* gleich noch mehr in Weltreisestimmung.

In der Lobby begrüßt mich eine große Fotoleinwand mit dem Aufdruck: »Welcome To The Hotel California«. Der Ohrwurm für den Rest des Aufenthalts ist klar. An den Wänden im Treppenhaus hängen weitere Bilder mit dem berühmten Hollywood-Schriftzug, Straßenschildern aus L.A. und Corvettes mit kalifornischem Kennzeichen.

»Ihr zieht das aber konsequent durch mit dem Kalifornien-Bezug«, sage ich zu dem jungen Mann an der Rezeption, der sich mir als Jona vorstellt.

»Ja, muss man doch auch. Der Name ist ein Geschenk«, antwortet er.

»Sonst merkt man im Ort ja leider nicht so viel davon«, bemerke ich vorsichtig.

»Das stimmt. Dabei ist die Geschichte hinter dem Ortsnamen total witzig!«

Jona erzählt von der Legende, die hier in der Gegend hinlänglich bekannt ist. Vor vielleicht 200 Jahren soll am Strand mal eine Schiffsplanke angespült worden sein, auf der »California« stand. Ein Fischer fand sie und nagelte sie an seine Hütte. Sein Nachbar dachte sich »Was der Angeber kann, kann ich schon lange« und bastelte sich ein Schild mit der Aufschrift »Brasilien«. Der Rest ist Geschichte, auch wenn die Story zugegebenermaßen eher nach Seemannsgarn klingt.

»Wir geben jedenfalls alles, um den Namen in Ehren zu halten«, sagt Jona. »Bei uns im Garten steht eine echte Palme wie am Venice Beach – und ein Künstler hat uns vor ein paar Jahren die kalifornische Flagge in den Hinterhof gemalt.« Nach einer kurzen Pause ergänzt er: »Wir können auch Englisch reden, wenn du willst. Nur so fürs Gefühl, meine ich.« Ich lehne lachend ab.

Jona ist Mitte zwanzig und wohnt in Kiel. Er hat bis vor einem Jahr in dem großen *Atlantic*-Hotel am Hauptbahnhof gearbeitet.

»Ich habe gar nichts gegen die großen Häuser«, sagt er. »Aber ich wollte nicht mehr jeden Tag 300 Gäste durchschleusen, sondern zwischendurch auch mal Zeit für einen Schnack haben – so wie jetzt.« Deshalb sei er in das kleine familiengeführte Hotel gewechselt.

Kalifornien scheint Jona gutzutun, er strahlt eine angenehme Ruhe aus und schenkt mir sogar ein Upgrade, weil zurzeit wegen Corona die Kapazität da ist: Doppelzimmer mit seitlichem Meerblick.

Ich bestelle mir einen Kaffee an der Bar, nehme ihn mit aufs Zimmer und setze mich vor mein Fenster. Der Deich ist voll mit Menschen, die diesen warmen Sommertag in vollen Zügen genießen. Am Strand sehe ich Kinder, die Beachball und Boule spielen, ganz hinten rauschen ein paar Windsurfer durchs Bild. Allerbestes Fernsehen, mehr brauche ich jetzt gerade nicht.

Während des Lockdowns im Frühjahr hatte ich beruflich kaum etwas zu tun, weil die *Galileo*-Redaktion, für die ich hauptsächlich arbeite, in Unterföhring bei München sitzt, ich aber eben in Kiel lebe. Um niemanden unnötig durchs Land zu bewegen, in einer Zeit, in der ProSieben selbst mit der Kampagne #WirbleibenZuhause seinen Teil zur Sensibilisierung der Menschen beitragen wollte, wurden die allermeisten Beiträge in und um München gedreht. Ich aber saß 900 Kilometer davon entfernt im norddeutschen Outback fest und war einigermaßen beschäftigungslos. Das klassische Schicksal eines Freiberuflers im Krisenfall. Wird schon wieder werden, dachte ich mir.

Als sich in Deutschland im Sommer dann langsam alles wieder öffnete, bekam auch mein Alltag nach den ruhigen Wochen schlagartig wieder eine neue Geschwindigkeit. Zwar war an Fernreisen natürlich weiterhin nicht zu denken, aber ich war schon bald wieder jede Woche für Dreharbeiten unterwegs, in niedersächsischen Gerbereien, Steinbrüchen in der Eifel und Berliner Start-up-Küchen, auf Münchner Baustellen und fränkischen Weingütern und sogar auf Drehs in Paris, Portugal und auf Kreta. Jeden dritten Tag woanders, immer aus dem Koffer lebend. Alles spannend, alles super! Aber eben auch acht Wochen mit rasendem Tempo, die jetzt hier an meinem Fenster mit Meerblick ein zwischenzeitliches Ende finden. Endlich kann ich mal wieder nur da sein und gucken, was der Tag bringt. Ich freue mich wahnsinnig auf die kommenden Wochen. Endlich mal wieder einfach nur reisen. Nur für mich!

Nach einer Stunde zieht es mich wieder raus in die Sonne. Um noch ein bisschen mehr ins California Dreaming zu kommen, muss ich Kalifornien kurzzeitig verlassen. Im benachbarten Ortsteil Schönberger Strand gibt es einen Museumsbahnhof, der eine stattliche Sammlung an historischen Straßenbahnen unterhält. Einige davon erinnern optisch an die berühmten Cable Cars, die durch die steilen Straßen San Franciscos fahren.

»Wir restaurieren und pflegen Straßenbahnen aus norddeutschen Städten«, erzählt der Fahrer, als ich zusammen mit einer Gruppe weiterer Touristen eine rote Bahn aus Hamburg von 1937 besteige, um eine Runde über das kleine Schienennetz des Museums zu drehen. »Die meisten sind aus Lübeck, Kiel und Hamburg, wo die Straßenbahnen irgendwann aus dem Verkehr gezogen wurden. Und aus Berlin haben wir auch eine da. Wenn wir mal so großzügig sein wollen und Berlin zu Norddeutschland zählen.« Einige

Passagiere lachen. Ein Gast, der offenbar aus der Hauptstadt kommt, fragt, ob man mit der Berliner Bahn heute auch noch mal fahren könne.

»Schwierig«, antwortet der Fahrer. »Die dürfen wir in der Regel nur morgens bewegen, wenn es noch feucht ist. Sobald die Schienen zu trocken sind, quietscht die Bahn so laut, dass sich die Anwohner bei uns beschweren, weil ihnen das Mittagessen vom Tisch fällt.« Wieder lachen die Passagiere, der Mann ist gut drauf.

Er dreht sich um und setzt sich ans Führerpult. Dann betätigt er ein paar Hebel und dreht an einer Kurbel, bis die alte Straßenbahn mit lautem Rattern losfährt.

Für einen kurzen Moment könnte man wirklich meinen, wir säßen in einem der knarrenden Cable Cars San Franciscos. Es gibt nur einen kleinen Unterschied: Während man auf der Originalroute an einer Stelle einen Traumblick auf die San Francisco Bay und die Gefängnisinsel Alcatraz hat, liegt auf unserer kurzen Strecke in Form einer Acht lediglich ein Kinderspielplatz. Ich ahne zum ersten Mal, dass ich mir mit Vergleichen mit den großen Vorbildern vielleicht keinen Gefallen tue. Es wäre wohl oft kein fairer Wettbewerb.

Der Fahrer hält an und dreht sich zu uns um.

»Sie haben vielleicht schon gesehen, dass wir hier immer drei Schienen nebeneinander haben«, erzählt er. »Das liegt an den verschiedenen Spurweiten unserer Bahnen.« Viele Fahrzeuge hätten auch damals schon die heute noch übliche Normalspur von 1435 Millimetern gehabt, einige wenige aber seien Schmalspurbahnen mit nur 1100 Millimetern.

»Außer hier bei uns sind diese Schmalspurbahnen weltweit nur noch im Braunschweiger Straßenbahnverkehr in Betrieb – und auf einer einzigen Strecke in Rio de Janeiro.«

Ich horche auf. Gerade eben dachte ich noch an San Francisco und Kalifornien – und plötzlich habe ich auf dieser Fahrt auch noch eine Verbindung zu meinem morgigen Ziel Brasilien gefunden. Kann das Zufall sein?

»Darf ich fragen, wie Sie heute hierhergekommen sind?«, erkundigt sich der Fahrer bei uns, als die Straßenbahn ihre Runde beendet. Mit dem Auto, antworten die meisten.

»Das dachte ich mir. Schauen Sie mal, man hat diese Bahn schon 1937 mit diesen hochwertigen Polstersitzen ausgestattet, weil man die Menschen aus ihren Autos in die Bahn bekommen wollte, um die Städte zu entlasten. Und man hat es schon damals nicht geschafft. Kommen Sie gut nach Hause.« Zum Schluss zur Abwechslung kein Witz, sondern eine ernst gemeinte Botschaft für die Gäste. Ich freue mich leise, dass ich meine Weltreise mit Bus und Bahn geplant habe.

Unweit des Museumsbahnhofs kann ich schon wieder die Strandpromenade sehen, die hier genauso aussieht wie drüben in Kalifornien. Einzige Besonderheit in Schönberger Strand ist die Seebrücke, die 250 Meter weit auf die offene Ostsee hinausragt. Norddeutschlands Santa Monica Pier. Die berühmte Seebrücke in Los Angeles ist der 600 Meter lange Laufsteg der Schönen und Reichen am Pazifik, auf dem sich zahlreiche Shops und Buden aneinanderreihen und man über dem Ozean Achterbahn und Riesenrad fahren kann. Am Strand drum herum wurden große Teile der Serie *Baywatch* gedreht – und nicht wie im Untertitel der Serie vorgegaukelt in Malibu. Ich war vor einigen Jahren mal in Santa Monica und erinnere mich, wie ich auf dem Pier Oliver Pocher und Monica Ivancan begegnet bin, die damals noch ein Paar waren. Sie stand am Geländer und blickte auf den ewig breiten Strand, während er sich von einem Karikaturenzeichner malen ließ.

Ganz so viel Glamour und Action hat die Schönberger Seebrücke auf den ersten Blick nicht zu bieten. Es ist einfach nur eine Holzbrücke, von der aus man die Ostsee mal aus einer anderen Perspektive